



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Ernst Haeckel

Bölsche, Wilhelm

Berlin [u.a.], [1900]

I. Aus der Jugendzeit.

urn:nbn:de:hbz:466:1-44377

I.

Aus der Jugendzeit.

„. . . Auch bin ich ganz und gar ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts und will mit dessen Ende einen Strich unter meine Lebensarbeit machen.“ So urteilt Haeckel über sich selbst. Es klingt etwas darin wie leise Resignation. Es werden aber Zeiten kommen, da man das anders faßt. Was auch ferne Jahrhunderte der Menschheit an unvergleichlich Höherem schaffen mögen, im Dienste der Wahrheit, im Dienste des menschlichen Glücks, das der Zwilling Bruder dieser Wahrheit ist, so lange die Menschheit atmet und atmen wird: — auf diesen starken, führenden Gestalten des neunzehnten Jahrhunderts wird ein eigentümliches Licht liegen, eine Verklärung, die man auch dann immer noch wieder suchen wird, — wie man im eigenen Leben die Tage junger Liebe sucht. Es war eine starke Liebe, die dieses Jahrhundert erfaßt hatte.

Seit vier Jahrhunderten steht die Menschheitsseele in einer ungeheuren Krisis.

Träumen wir uns einen Augenblick hinüber in die Sixtinische Kapelle in Rom, vor die herrlichen Gemälde Michel Angelos. Welche Kunst! Die höchste Kraft menschlichen Geistes hat hier gewaltet, unzweifelhaft. Aber wir fragen uns: welche Stoffe wählte damals der Genius der Menschheit zu seiner gigantischen Entfaltung? Das jüngste Gericht; Christus, der herabstürzt unter dem Dröhnen der letzten Posaunen, die Gläubigen zu belohnen, die Sünder in Ewigkeit zu verdammen. Gottvater, wie er dem Adam seinen Odem einbläst, oder wie er die Eva aus des schlafenden Adams Rippe zaubert. Das war alles nicht symbolisch gemeint; die tiefste Weltanschauung von Jahrhunderten, von anderthalb Jahrtausenden lag darin. Der Künstler verklärte nur,

Bölsche: Ernst Haeckel.

arbeitete ganz rein heraus, projizierte ins sichtbar Unvergängliche den innerlichsten Gehalt dessen, was für wahr gehalten wurde.

Und doch ganz langsam — welcher Umschwung!

Columbus ist über das blaue Meer gesegelt, eine neue Seite der Erde liegt im violetten Morgenduft. Copernikus sieht die Erdfugel durch den Raum sausen, um die Sonne, nach geheimnisvollem Gesetz. Kepler träumt von der Weltharmonie, die Gott gesetzt, und findet auf diesem Wege auf einmal eine ungeahnte Gesetzmäßigkeit der Natur im Sternenaufbau. Galilei richtet sein neues Rohr auf diese Sterne, und nicht nur der mathematisch rechnende Geist, sondern das sinnliche Auge hat auf einmal einen neuen Himmel: zackige Berge im Mond, Monde um den Jupiter, ein Gewimmel von Sternen in der Milchstraße; bald kommen die Flecken der Sonne, der Ring des Saturn hinzu. Und Giordano Bruno zerbricht das alte krystallene Himmelsgewölbe, jeder Fixstern dieser Milchstraße ist ihm eine flammende Sonne, das pulsende Herz einer ganzen Welt, in der vielleicht auf hundert Planeten Menschenherzen jubeln wie bei uns. Die roten Scheiterhaufenflammen des Hasses schlagen über diesem Bruno zusammen, aber sie löschen das Licht der neuen Sterne nicht mehr, es ist im Auge und im Hirn der neuen Menschen, die heranwachsen, und läßt sie nicht wieder los.

Das siebzehnte Jahrhundert, das mit dieser Scheiterhaufenlohe beginnt, steht noch wie in einer dunkeln, ahnungsvollen Erstarrung.

Im achtzehnten bricht alles los. Aus den neuen Sternen, der neuen Welt steigen neue Ideen. Es dröhnt und rauscht allerorten. Furchtbare Blitze flammen im sozialen, moralischen, ästhetischen Leben.

Das Jahrhundert gipfelt abermals in einem Künstler, größer noch als Michel Angelo.

Goethe, auf der Wende zum neunzehnten, malt in seiner Dichtung eine neue Sixtinische Kapelle aus. Aber er malt nicht mehr die alten Motive. Er redet von der Gott-Natur. Gott ist ihm die ewige Kraft des Alls. Sein Blick haftet nicht mehr an Schöpfung und Weltgericht. Er preist begeistert eine ewige Entwicklung. Die ganze Welt ist ihm

eine einige, unermessliche Geistesoffenbarung. Aber dieser Geist strömt an in rhythmischer Folge unendlicher Entwicklungen. Er wird Milchstraße und Sonne und Planet, blaue Kotosblüte und schillernder Schmetterling. Bis er endlich Mensch wird und in den Sternen liebt, wie in einem Buche, und als Homer und Goethe die Saite, als Michel Angelo und Rafael Meißel und Pinsel regt.

Seherhaft, wie aus einem ersten halb geblendeten Augenaufschlag geschaut, kommt das alles noch bei Goethe.

Aber nun folgt das neunzehnte Jahrhundert selbst.

Natur ist seine Lösung.

Lösung ist sie seiner praktischsten, realsten Notwendigkeit. Es ringt um seine Existenz wie jedes Jahrhundert. Aber in diesen Existenzkampf gerät ihm die neue, die vervollkommnete Technik. Auf einmal sind alle früheren Jahrhunderte arme Stümper. Über dem nackten Wilden flammte der Blitz, der Wilde fiel auf den Boden und betete, ohnmächtig wie er war. Im achtzehnten Jahrhundert dämmerte der Gedanke auf, was das für eine Naturkraft sein könnte. Das neunzehnte setzt dem Dämon dieser Kraft den Fuß in den Nacken, zwingt ihn zu seinem Dienst, schaltet mit ihm. Seine Gedanken und Worte sausen auf diesem Blitz wie auf neuen Nervenströmen, die den Erdball zu umkreisen beginnen. Der Mensch Herr der Erde, vom äußersten Luftblau bis in die schwarze, kalte, vom Wasserdruck gepresste Abgrundtiefe des Ozeans, vom Eispol bis in den sengenden Wüstenbrand. Und dieser Mensch jetzt sendet den Blick auf sich selbst.

Dieser Mensch, den Arm gestützt auf die herrlichen neuen Werkzeuge seiner Technik, greift sich an die Stirn und wird Philosoph.

Kühner zugleich und bescheidener wird er es, als je.

Was Goethe als Seher geahnt, das steigt ihm in scharfen, fast harten Bildern aus seiner eigensten realen Lebensarbeit herauf. Diese Natur mit ihren Kräften hat er sich nur unterwerfen können, weil sie Fleisch von seinem Fleische und Blut von seinem Blute war. Er selbst ist ihr Kind. Mit tausend Zungen dringt das auf ihn ein, eine schlichte,

naive, beinah simple Offenbarung der Tatsächlichkeit. Er gräbt in der Erde, und alte Knochen, alte Schädel rufen ihm dunkle Kunde zu. Das war er selbst einst, noch fast ohne Kultur, an der Grenze des Tiers. Er durchwühlt seinen eigenen Leib um Erkenntnis. Da ist das Gehirn, wo die Gedanken eng beieinander wohnen. Da ist die Zelle, die den ganzen Leib aufbaut, diese Zelle, die dem niedrigsten aller Wesen am meisten gleicht, das noch nicht einmal in Tier und Pflanze deutlich gesondert ist. Hier sind die Formen, die er annimmt im Mutterleibe, ehe er geboren wird, — Formen, fast nicht mehr zu unterscheiden von den entsprechenden des Tiers. Aus Götterhöhe hinab zum Tier, zur Urzelle, noch tiefer, zum einfachen, kraftbewegten Weltenstoff . . .

Aber dieses bescheidene Bild wird alsbald zu einem befreiend gewaltigen auch wieder. Natur wird der Mensch. Aber damit sinkt er ja neu ans Herz des Höchsten. Natur ist Gott. Gott-Natur sang Goethe. Und dieser Gott rauscht durch jede Blutwelle des Menschen jetzt. Auf dem Bilde Michel Angelos haucht Gott dem Adam seinen Odem ein. Der neue Adam des neunzehnten Jahrhunderts ist von Anfang an in Leib und Seele Gottes Odem, denn er ist Natur. Nichts braucht mehr zu ihm zu kommen. Wenn er zu den leuchtenden Sternen schaut, so schaut er zugleich in Gottes Augen und in seine eigenen. Von diesen Sternen ist er niedergeronnen wie blinkender Tau, in dem sie sich jetzt spiegeln. Er gehörte ihnen, aber sie sind auch in ihm. All-Natur. Und er selbst in dieser Natur. All-Entwicklung. Und er selbst in dieser Entwicklung.

Das ist der große philosophische Traum des rauhen technischen Arbeitmannes neunzehntes Jahrhundert. Die Hand voll Ruß, aber der Geist voll Licht, — voll Sternenlicht und Weltenlicht.

Nur wer diese Melodie zu finden weiß, der versteht die Größe eines Mannes wie Ernst Haeckel.

Die Natur selbst ist keine Fläche, sondern ein Meer. Als Columbus einst auf seinen schwachen drei Schiffen über den Ozean steuerte, um eine neue Welt in Dämmerferne zu finden, ahnte er nicht, daß Tausende

von Metern unter seinem Kiel die graue Flut immer neue Welten umschloß: Welten der Tiefsee, in die unser Jahrhundert erst langsam mit dem Senklot tastend eingedrungen ist. So mögen auch wir noch auf der blauen Oberfläche der Natur erst steuern, den geistigen Blick auf geheimnisvollen Goldländern und Gewürzinseln dieser Oberfläche, ohne Ahnung, was sich bergetief unter unsern Kielen dehnt. Und doch ist jener Blütenmorgen des Columbus, da er „sein Land“ fand, noch uns späten Enkeln wie ein Rausch. Von einem solchen Entdeckermorgen handelt das Leben, das wir betrachten wollen. Columbus suchte Zipangu (wie er Japan nannte), und was er sah, war Amerika. Keiner von uns, wie gewaltig er auch sei, ist als Geistesfahrer der Menschheit sicher, daß er nicht auch in solchem heroischen Irrtum segele. Das sei allen, Freunden und Gegnern, hier ausdrücklich gesagt als Eingangswort. Amerika um Zipangu, — sei es selbst einmal darum. Vielleicht konnte Zipangu jeder finden, während nur der Genius dabei nach Amerika kam . . .

* * *

Als Gustav Freytag, der einen äußerst glücklichen Griff für charakteristische Zeit-Memoiren besaß, seine immer noch trefflichen „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ zusammenstellte, suchte er für jede Epoche nach Aufzeichnungen eines einzelnen deutschen Mannes, der schlicht die Dinge gab und doch in seinem Fühlen etwas Typisches für seine Zeit hatte, als rede aus ihm der Zeitgeist selbst. Zweimal ist er bei solcher Suche (im vierten Bande, für die Spanne vom Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts bis zu den Freiheitskriegen) auf ältere Vertreter aus Haackels Familie geraten.

Zuerst auf den Großvater von mütterlicher Seite, Christoph Sethe; dann auf den Vater, den Regierungsrat Haackel.

In der einfachen Tatsache verrät sich, aus was für echtem deutschen Kernholz dieses Geschlecht kommt. Der alte Sethe war ein Prachtmensch in seinen Tagen. Er selbst hat den Kindern handschriftliche Memoiren seines vielbewegten Lebens hinterlassen, die Freytag leider nur sehr frag-

mentarisch veröffentlicht hat, obwohl sie vollständige Herausgabe als Geschichtsquelle verdienten. Die allgemeinen Daten über ihn hat Hermann Hüffer zusammengestellt, der sich nicht nur als Jurist für den Juristen interessierte, sondern noch besonders im Gefolge seiner ausgezeichneten Heine-Studien auf ihn geführt wurde. Denn Sethes ältester Sohn Christian, Ernst Haeckels Onkel also, ist jener bekannte Jugendfreund Heines, dem der Dichter die „Fresko-Sonette“ im Buch der Lieder gewidmet und seine reizvollsten Jünglingsbriefe geschrieben hat. Dieser Christian Sethe (gestorben am 31. März 1857 als Provinzial-Steuerdirektor in Stettin) war Jurist wie sein Vater. Dieser Vater stammte aber schon selber aus einer Juristenfamilie. Ernst Haeckels eigener Vater wiederum, der Mann einer Schwester Christians, starb als Oberregierungsrat, sein eigener älterer Bruder als Landesgerichtsrat. So geht Haeckels Stammbaum in einer selten strengen Form ins juristische Fach hinein.

Unwillkürlich träumt man, ob man ihn selber sich als Juristen denken könnte. Schwer wohl; er wäre mindestens ein himmelstürzender Jurist geworden, der vor noch so heiliger Tradition und dem ehrwürdigsten Perrückenstaub sündhaft geringe Achtung bezeugt haben würde, — vorausgesetzt, daß es solche Traditionen und Perrücken auch in dieser Wissenschaft heute noch geben sollte, was ich als Laie hier nicht entscheiden will. In seinem scharfen Buche über die „Welträtsel“ hat er von seinem Naturforscherstandpunkte aus der modernen Rechtspflege gelegentlich eine Quittung ausgestellt, die nichts an Offenheit zu wünschen übrig läßt, wenn man an die lange Überlieferung seines Hauses denkt. In ihrem Zurückbleiben hinter jeder fortschrittlichen Bildung der Zeit erscheint ihm da die ganze Rechtskunde von heute selber wie ein „Welträtsel“. Der Jurist würde gewertet, als sei er Träger unserer höchsten Bildung. In Wahrheit sei es bloß formale Sache damit; das eigentliche Hauptobjekt ihrer Tätigkeit, den Menschen und seine Seele, lernten unsere Juristen meist nur oberflächlich kennen, und so erhielten sich bei ihnen die wunderlichsten Ansichten über Willensfreiheit, Verantwortung und Ähnliches mehr. „Den meisten Studierenden der Jurisprudenz fällt es gar nicht

ein, Anthropologie, Psychologie und Entwicklungsgeschichte zu treiben, die ersten Vorbedingungen für richtige Beurteilung des Menschen-Wesens. Freilich bleibt dazu auch „keine Zeit“; diese wird leider nur zu sehr durch das gründliche Studium von Bier und Wein in Anspruch genommen, sowie das „veredelnde“ Mensuren-Wesen; der Rest der kostbaren Studien-Zeit aber ist notwendig, um die Hunderte von Paragraphen der Gesetzbücher zu erlernen, deren Kenntnis den Juristen zu allen möglichen Stellungen im heutigen Kultur-Staate befähigt.“

Psychologisch im Falle Haeckel läßt sich jedenfalls das eine nicht verkennen, daß die Anlage, die bei so vielen Gliedern seiner eigenen Familie ins Juristenfach gedrängt hat, bei ihm in gewissem Sinne auch entwickelt war. Vielleicht kein zweiter Naturforscher seiner ganzen Zeit hat ein so impulsives Bedürfnis nach Klarheit, nach reinlichen Linien, nach systematischer Ordnung bewährt. Kein zweiter mindestens in der ganzen Epoche des Darwinismus hat so viel Nachdruck darauf gelegt, die wüste Flucht der Erscheinungen im Lebensgebiet in den glatten Ablauf von so und so viel festen „Gesetzen“ für unsere Erkenntnis zu verwandeln. In manchen seiner Schriften tritt dieser „gesetzgeberische Zug“ so stark und fast herb hervor, daß der Laie den Eindruck des Dogmatischen geradezu mitnimmt. In der Polemik der Gegner hat das, gröblich mißverstanden, eine große Rolle gespielt. In Wirklichkeit bleibt nur bestehen, daß dieser schärfste Blick und diese ausgesprochene Neigung für das klare, unzweideutige „Gesetz“ in der Tier- und Pflanzenwelt tatsächlich bei ihm nicht bloß reine Verstandes-, sondern auch Temperaments-sache war. Und sehr möglich ist, daß hier ein vererbter Zug steckt, ein angeborenes Widerstreben gegen alle Unordnung, gegen alle wüste Durchkreuzung, gegen jede gedankenlose „Fortwurstelei“ ohne innere Klarheit und Zucht. Der Zug war um so bedeutsamer und im guten Sinne wirksamer, als dieser gleiche Kopf ja im Banne der Darwinschen Ideen zu einem der stärksten Aufrührer und Revolutionäre seiner Fachwissenschaft werden sollte. Nicht leicht wird es einen zweiten Umstürzler auf irgend einem großen Denkgebiete gegeben haben, der es nach vollzogenem Um-

sturz so eilig hatte, augenblicklich wieder das Neue zu buchen, zu benennen, zu systematisieren bis ins Kleinste hinein und den Nachfolgern sofort wieder als „schönste Ordnung“ zu überliefern. Aus seinen Händen ging die Zoologie, die im Moment von Darwins Sieg sich in ein Chaos aufzulösen schien, da alle alten Stützbalken zugleich brachen, nach Frist von kaum ein paar Jahren schon wieder als ein schmucker darwinistischer Neubau hervor, in dem es zwar noch etwas nach Kalk roch, der aber auf alle Fälle sofort wieder für die junge Generation bewohnbar war; diese mochte nachher neue Steine nach Belieben einsetzen, andere Fenster schlagen und so weiter: mindestens aber war das Chaos durch diesen eisernen Mann der Ordnung im kritischen Moment unterdrückt. Zur Abrundung des Bildes sei noch beigefügt, daß Haeckel unter den drei deutschen Dokortiteln, die er heute führt, neben dem philosophischen und medizinischen Doktor auch (honoris causa) den juristischen besitzt. Fehlt ihm jetzt bloß der theologische, den er aber, fürchte ich, weder selber noch erwerben, noch seiner Verdienste wegen „ehrenhalber“ erhalten wird.

Gene alten Sethes und Haeckels der vorausgehenden Generation waren nicht bloß eifrige Juristen, sondern auch typische Gestalten des Preußentums der napoleonischen und nachnapoleonischen Zeit. Christoph Sethe, der Patriarch der mütterlichen Linie, war im Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in Cleve schon, obwohl jung an Jahren, Geheimrat bei der damaligen preussischen Regierung. Als die Franzosen endgiltig das Land besetzten, ging er mit seiner Regierung in die neuerdings preussische Stadt Münster, 1802. Auch da kamen dem exklusiv deutsch gesinnten Manne aber die bösen Napoleonler nach. Unter der Fremdherrschaft als Generalprokurator 1808 nach Düsseldorf versetzt, kam er kurz vor Napoleons Sturz noch in bedrohlichsten Konflikt mit der Pariser Obergewalt. Die Militäraushebung für den Feldzug von 1812 hatte unter der Fabrikbevölkerung im Bergischen einen Aufstand erzeugt. Sethes patriotischer und rechtlicher Sinn widersezt sich der Willkür der französischen Behörden. Man beruft ihn nach Paris zur Verantwortung, wesentlich wohl, um ihn, den einflußreichen und nicht

absolut sicheren Rheinländer, in dieser kritischen Stunde als Geisel in der Hand zu haben. In Paris fällt das stolze Wort seines Lebens. Der Minister Röderer herrscht ihn an, der Kaiser könne einen so gefährlichen Mann wie ihn jede Minute erschießen lassen. „Il faut auparavant fusiller la loi!“ (Erst das Gesetz erschießen!) antwortet Sethe. Man wird in der Biographie seines großen Enkels an dieses Wort öfter erinnert. Niemals, wenn man ihn verbrannt hätte wie Giordano Bruno, würde Haeckel einen andern Gedanken dabei gehabt haben, als an das „Gesetz“, das Gesetz der Wahrheit und der Ideenfreiheit, das man mit ihm verbrenne . . .

Christoph Sethe hat in der Folge noch eine starke Rolle im preussischen Staatsdienste gespielt, in den er naturgemäß mit den Rheinländern nach Napoleons Fall zurückkehrte. Es war ihm noch bestimmt, die ganze graue Reaktionszeit unter dem dritten Friedrich Wilhelm und den roten Sturm unter dem vierten intensiv mitzuerleben. Nach dem frühen Tode seiner Frau leitete den kinderreichen Haushalt die jüngste Tochter Bertha.

Sie lebte bis zu ihrem Tode (1. April 1904) noch in ihrem anspruchslos stillen Heim in einer der großen, leeren Villenstraßen hinter dem Berliner Tiergarten, zuletzt zweiundneunzigjährig, doch in ungetrübter Geistes- und Erinnerungsfrische. In schönen Gesprächsstunden mit dieser ehrwürdigen Greisin schien es mir, als verwische sich der ganze Unterschied der Zeiten. Die kleinen, alten Möbel, die uralte, immer noch bewegte Ticktack-Uhr ließen in träumerischer Zwielft-Stunde vergessen, daß der rötliche Dämmerchein dort über den Häusern, der fahl in die Altväter-Stube drang, die ungeheure wilde Großstadt aus der Wende zum zwanzigsten Jahrhundert mit ihren elektrischen Flammen widerspiegle. Auf dem Tische lag das neueste Heft von Haeckels, des Neffen, buntem Bilderbuch für künstlerisch schauende Naturforscher und naturwissenschaftlich anregbare Künstler, den „Kunstformen der Natur“. Mit schalkhafter Freude rühmte die liebe alte Dame sich ihrer Kenntnis der „Radiolarien“, dieser geheimnisvollen einzelligen Ozean-Bewohner, die Haeckel in herrlicher Monographie beschrieben hat und deren unendlich

verschiedenartige Kieselgeschälchen zu den reichsten ästhetischen Schatzkammern der ganzen Natur gehören. Die „lieben Radiolarien“ nannte auch sie sie mit dem Zärtlichkeitswort des gemütvollen Naturforschers, der zu diesen mikroskopisch kleinen Sonderlingen, die er zuerst geordnet und zu Tausenden gezeichnet, etwas wie ein inniges Seelenverhältnis, eine liebe Verwandtschaft fühlte. Lächelnd, doch mit stillem Stolz, erzählte sie, wie ihr Neffe bei ihr einkehrte, wenn er nach Berlin kam; wie er mit der alten Anspruchslosigkeit dieses gesunden Geschlechts auf dem Hängeboden als Schlafstelle vorlieb nahm; wie er Genossen hierher einlud, um von seinen Fahrten und Arbeiten zu erzählen, dreißig mit der Naivetät des Heilands, der mit drei Fischen speiste, zu einer einzigen Schüssel Häringssalat, und wie er Stühle aus Brettern und Fässern herrichtete, als sie alle, alle kamen, und mit der Zauberkraft seines Erzählergenies sie nährte wirklich wie der Heiland im Evangelium, daß alle satt wurden und noch Brocken blieben. So umwogte sie das Neueste, die große „zoologische“ Epoche der Haeckel-Setheschen Familie, mit vollem Schlag. Und doch das alles sanft und kantenlos verfließend fast über ein Jahrhundert zurück mit all dem Alten, Vergangenen. Da hing über den patriarchalischen Möbeln das stolze Bild des alten Christoph Sethe, mit der mächtigen gebogenen Nase, die in der ganzen Familie fortlebt bis auf Ernst Haeckel selbst, dessen sonst so weichem Profil sie die große Kontur gibt. Dort unter Glas nach altem, vorsorglichem Brauch, den wir groben Enkel heute kaum noch würdigen, die ehrbare Büste Schleiermachers. Er war Freund des Setheschen Hauses. Bertha Sethe ist von ihm eingesegnet worden. Er starb vier Tage vor der Geburt Ernst Haeckels, am 12. Februar 1834. Von seinem Begräbnis kehrte die sorgende Schwester an das Krankenbett der Mutter des Kindes zurück. Eine solche schlichte Tatsache wirft ein weites Lichtband zurück. Bei den Sethes herrschte religiöser Sinn. Aber er war nicht starr traditionell. Er kam aus der Tiefe menschlicher Schicksale, individuellen Erlebens. In dieser Tiefe findet er sich allemal mit der andern Grundeigenschaft menschlichen Erlebens und Innenlebens zusammen: der Achtung vor der

Wahrheit. Schleiermacher, der Gute, hatte in den Schranken seiner Zeit, (ja sehr in diesen Schranken) doch versucht, grade an dieser Kreuzungsstelle ein neues, ein gleichsam in sich selbst auferstandenes Christentum zu gründen. In dieses Christentum, das nicht historische Geschichtsbücher von mehr oder minder zweifelhafter Beweiskraft für Wundertaten brauchte, sondern das Heilige in den symbolischen Endwerten und Entwicklungszielen des Schönen, Guten, Wahren prophetisch zu suchen begann, hätte der Darwinismus sich schließlich sehr gut einordnen können. Schleiermacher, der die „Natürliche Schöpfungsgeschichte“ lasse . . . man denkt unwillkürlich, wie viel Extreme und Feindschaften von beiden Seiten hätten vermieden werden können, wenn Schleiermachersche Naturen mehr auf der religiösen Seite auch in der Folge gewesen wären. Aber die Religion brachte es nicht fertig, sich von der „Kirche“ zu trennen. Und mit der Kirche gab es keinen Frieden. So wanderten die Gedanken von den Radiolarien in Haeckels neuestem Heft und der alten Wüste Schleiermachers, die ihre sorgsame Glashülle in dieser Heimstätte alter Pietät vor den bösen Fliegen des Jahrhundertendes rettete . . .

Eine ältere Schwester dieser Bertha Sethe, aber auch also Tochter des alten Christoph Sethe, hatte in den zwanziger Jahren den sehr viel älteren Juristen Karl Haeckel geheiratet. Aus dieser Ehe entsproß zunächst Ernst Haeckels trefflicher älterer Bruder, der vor ein paar Jahren verstorbene Landesgerichtsrat Haeckel, ein edler, gemüthtiefer Mann, der aber Zeit seines Lebens strenger traditionellen religiösen Empfindungen treu blieb, trotz aller Bewunderung für seinen genialen Bruder von der „Zoologie“.

Zehn Jahre erst nach der Geburt des ersten Kindes erschien das zweite und letzte: in jener Ausgangszeit des guten Schleiermacher, 16. Februar 1834, der Ernst, von dem wir reden. Von seiner frühesten Zeit ist mir das meiste, was ich weiß, von jener lieben alten Tante Bertha erzählt worden.

Der Vater ist lange tot, seit 1871. Gustav Freytag hat uns noch aufbewahrt, wie lebhaft er die Morgenluft der Befreiungstage vor 1813

geatmet. Ein festes Freundschaftsband verknüpfte ihn viele Jahre lang später mit Gneisenau. Er war ein ernster, pflichtgetreuer, grader Mann, ohne besondere künstlerische Arabesken des Lebens, aber auch ohne jeden Irrgang. Die Siege von 1870 bildeten das Abendrot seiner Bahn, — einem der Glücklichen, die in der erfüllenden Romantik dieser Tage wieder einmal alles getan glaubten ohne Ahnung, wie auch da noch wieder so viel „nachher“ kam. Erst viel später ist die Mutter heimgegangen. Ihr sind noch des Sohnes „Indische Reisebriefe“ zum 84. Geburtstag gewidmet worden, — „Charlotte Haeckel, geborenen Sethe,“ am 22. November 1882: „Du warst es, die von früher Kindheit an den Sinn für die unendlichen Schönheiten der Natur in mir pflegte und ausbildete; Du hast den heranwachsenden Knaben frühzeitig den Wert der Zeit und das Glück der Arbeit kennen gelehrt; Du hast mit all der unaufhörlichen Sorge und Mühe, die nur in dem einen Worte „Mutterliebe“ ihren Ausdruck findet, meine vielfach wechselnden Schicksale beständig begleitet.“

Ernst Haeckel wurde in Potsdam geboren; noch im gleichen Jahre aber wird der Vater nach Merseburg versetzt. Hier ist der Knabe aufgewachsen.

Er entging dem Lose, das ich nicht unter die Glückseligen geistig bedeutender Naturen im neunzehnten Jahrhundert rechnen kann: ein Berliner Kind zu werden. Sachsen ist in mancherlei Schicksalen doch wesentlich immer seine Heimat geblieben. Immer fühlt man bei ihm etwas durch von dieser Heimat, die mit lustigen grünen Bergen auf ihre Kinder sieht. Die kalte Straßenlinie der Großstadt und die Melancholie der märkischen Kiefernheide sind ihm fremd. In späteren Jahren wurde ihm Berlin mehr und mehr auch rein ideell die Antipodenstadt. Seine Werke sind voll der schärfsten Urteile über Berliner Wissenschaft. Hier herrschten früher Ehrenberg und Reichert, die er nicht liebte, später Du Bois-Reymond, Virchow, die nach und nach seine bittersten Gegner wurden. Aber ihm graute auch ganz allgemein vor der Stadt der Geheimräte, der Wissenschaft im Prokrustesbett der offiziellen Rücksichten.

Wenn er verglich, was die Kraft seiner einzelnen Person mit den denkbar einfachsten äußerlichen Hilfsmitteln in Jena geschaffen, und was nach seiner Auffassung die Berliner Koryphäen-Schule in ihren luxuriösen Instituten zu Wege brachte, so plakte ihm aus tiefster Seele der sehr ernst erfundene Scherz von dem „Naturgesetz“, daß die Größe der wissenschaftlichen Leistungen im umgekehrten Verhältnis stehe zu der Größe der wissenschaftlichen Institute. Die offiziellen Berliner Herren ließen es dann gelegentlich auch nicht an der nötigen bissigen Antwort auf solche Radikalurteile fehlen, — wie ihm denn beispielsweise 1881, als er nach Ceylon wollte, sein Gesuch um Unterstützung aus dem grade vakanten Reise-Stipendium der Humboldt-Stiftung von der Berliner Akademie rundweg abgewiesen wurde. Er ist auch ohne das Stipendium gereist und hat wohl damit die feinsinnigste Rache genommen, daß er in der Schilderung grade dieser Fahrt die glänzendste Tropendarstellung gegeben hat, die wir Deutschen seit Humboldts Tagen besitzen, — ein besserer Beitrag jedenfalls zur allgemeinen idealen Humboldt-Stiftung, als ein paar ängstlich verwahrte Tausendmarkscheine gewähren konnten! Doch das war später. Voraufgehen sollte auch für ihn in schönsten Jünglingstagen eine wenigstens vorübergehend sehr glückliche Zeit im Berlin der fünfziger Jahre, das wissenschaftlich eben noch ein anderes Berlin war, anspruchsloser und tiefer zugleich, je nachdem man es nehmen will.

Schon in dem ganz kleinen Kinde treten gewisse Lebenszüge unverkennbar hervor. Einmal die Liebe zur Natur, zum Lichten, Buntten, Schönen, zu Blumen, Grün, Schmetterlingen, Sonne, Himmelsblau. Und dann der scharfe Unabhängigkeitsinn, das trotzig Eigene. Dieser Sinn schloß tiefe Gemütsweichheit nicht aus. Man konnte von dem Kinde alles haben, heißt es, wenn man es bat: nichts, wenn man es zwingen wollte. Aber das ganz kleine blonde, blauäugige Kerlchen saß still für sich, wenn man ihm ein Gänseblümchen gab, das er zerzupfen konnte. Er riß die weißen Blättchen zuerst als kleiner zerlegender Forscher vom gelben Mittelfeld. Dann legte er sie sorgsam wieder Stück für Stück so an ihre Stelle, wie sie im unberührten Kranze um

das gelbe Feld gefessen hatten, klatschte in die Händchen und rief: Nun ist's wieder ganz! Grade dieser überlieferte Zug ist hübsch. Man meint im Spiel eines Kindchens die großen Linien wie Stammbaumäste eines Menschencharakters sich nach zwei Seiten recken zu sehen: trennende wissenschaftliche Arbeit und neu einigenden Künstlersinn, der die zergliederte Welt abermals als Harmonie erfaßt.

Eine äußerst glückliche Erziehung in den jüngsten Jahren pflegte mit gleicher Anpassung an die individuelle Veranlagung des Knaben sowohl den Natursinn wie den Unabhängigkeitsdrang. Das Naturgefühl leitete liebevoll die Mutter. Auf die tiefere Charakterentwicklung in durchaus freiheitlichem Sinne aber gewann ein Freund des Hauses, der Arzt Basedow, bestimmenden Einfluß; sein Ideal war Erziehung ohne Zwang, bloß durch eine Art beständiger künstlicher Auslese und Begünstigung des Guten, das spontan aus der kleinen knospenden Seele selber stieg. Der Vater fügte aus seinem Naturell heraus, dem Naturell eines eisernen Arbeiters, bloß noch gelegentlich das Lob der „Arbeit“ hinzu: immer fest zugreifen in den Dingen, nie müßig mit der eigenen Seele kokettieren. Wenn der junge Schwärmer am Fenster stand und den Wolken nachschaute, klopfte ihn der Alte auf die Schulter und mahnte: „Jede Minute ist kostbar in dieser Welt; spiele oder arbeite; aber tu auf alle Fälle etwas.“ Es war wie die Stimme des rastlosen neunzehnten Jahrhunderts selbst, die hier hereinklang. Das ganze Leben des Jünglings und Mannes sollte äußerlich eine einzige Probe auf das Beherzigen dieser Stimme werden. Rastlos vorwärts stürmend ist es gewesen wie wenige. Immer lag etwas darin von einem Bergsteiger, der es eilig hat, der grade mit dieser Stunde geizt, um grade noch diesen Gipfel zu nehmen. Später, unten im Tal, mochte der faule Tag des Ausruhens kommen. In Wahrheit kam der nie. Man erinnert sich, daß dieser Mann einige seiner schwierigsten, meist gelesenen und meist befohlenen Bücher später in wenigen Monaten heruntergeschrieben hat, indem er seine Nachtruhe so lange auf ein gesundheitsgefährliches Mindestmaß herabschraubte. Im weltfernen Singalesen-Dorf auf Ceylon,

wo das erschlaffende Tropenklima den Stärksten wenigstens so weit hätte unterkriegen sollen, daß er sich ein Mittagsschläfchen leistete, sagt er sich, daß in Anbetracht der großen Reisekosten jeder „Tag“ etwa den Wert eines Hundertmarkscheines besitze — und er verzichtet also gerade dort prinzipiell auf jede Langschläferei und Siesta, steht um 5 Uhr morgens auf und benützt eigens die heißen Mittagstunden von 12 bis 4 Uhr zu „anatomischer und mikroskopischer Arbeit, zum Beobachten und Zeichnen, sowie zum Einmachen und Verpacken des gesammelten Materials.“ Dieser Mann war allerdings der Forderung des neunzehnten Jahrhunderts gewachsen auch bei noch so starker innerer Träumernatur; die mußte er natürlich auch haben, um Philosoph zu sein, wie er es geworden ist; aber das lag wie in einem tieferen Fach bei ihm. Für den Anblick blieb bis ins Alter in allem das Tempo des Sauseschritts mit dem Chronometer in der Hand, — wenn man auf die unendliche Fülle der Probleme und Stoffweiten schaut, die dieses große Leben auf dem Gipfelfamm des Jahrhunderts umschritten hat, sogar ein Tempo, vor dem dem mahnenden alten Herrn in seinem kleinen Berufsfelde, als er dem Knaben damals gute Ratschläge gab, wohl selber hätte bange werden mögen.

Schließlich geht es ja mit aller Erziehung, wie mit dem Arzt in dem alten Bonmot: der beste Arzt ist der, den man nicht braucht, weil man gesund ist. Haeckel besuchte das Gymnasium in Merseburg. Mit achtzehn Jahren hatte er diese Sache hinter sich. Einzelnen Lehrern dort trug er noch nach mehr als vierzig Jahren Liebe nach. Im Ganzen hat er später über den klassischen Gymnasialunterricht ebenso herb abgeurteilt, wie so viele seiner Zeitgenossen. In der „Generellen Morphologie“, seinem tiefsten Lebenswerke, 1866, spricht er von dem „äußerst mangelhaften, verkehrten und oft geradezu verderblichen Jugendunterricht, durch welchen wir in der bildsamsten Lebenszeit mit den absurdesten Irrtümern, statt mit natürlichen Wahrheiten angefüllt werden.“ Sechzehn Jahre später (in der Eisenacher Rede) hofft er von der allenthalben sieghaften Entwicklungslehre, daß durch sie auch „eines der größten Übel unserer heutigen Jugendbildung beseitigt werde: jene Überhäufung mit totem

Gedächtnisfram, welche die besten Kräfte verzehrt und weder Geist noch Körper zur normalen Entwicklung kommen läßt." „Diese übermäßige Belastung," meint er, „beruht auf dem alten unausrottbaren Grundirrtum, daß die Quantität der tatsächlichen Kenntnisse die beste Bildung bedinge, während diese in der Tat vielmehr von der Qualität der ursächlichen Erkenntnis abhängt. Wir würden es daher vor allem nützlich erachten, daß die Auswahl des Lehrstoffes in den höheren wie in den niederen Schulen viel sorgfältiger geschehe, und daß dabei nicht diejenigen Lehrfächer bevorzugt werden, welche das Gedächtnis mit Massen von toten Tatsachen belasten, sondern diejenigen, welche das Urteil durch den lebendigen Fluß der Entwicklungsidee bilden. Man lasse unsere geplagte Schuljugend nur halb so viel lernen, lehre sie aber diese Hälfte gründlicher verstehen, und die nächste Generation wird an Seele und Leib doppelt so gesund sein als die jetzige. Die Reform des Unterrichts, für welche wir vom Siege der Entwicklungslehre das Beste hoffen, wird ebensowohl das mathematisch-naturwissenschaftliche, wie das philologisch-historische Gebiet betreffen müssen, denn auf beiden Gebieten wird gleichmäßig darin gefehlt, daß viel zu viel Lehrstoff angehäuft und viel zu wenig auf dessen gehörige Verdauung geachtet wird." Und nochmals siebzehn Jahre später, in den „Welträtselfn", bekommen die Gymnasien den derbsten Klog. Die Naturwissenschaft sei dort nach wie vor das Aschenbrödel in der Ecke. Als Hauptaufgabe aber erscheine unsern Lehrern noch immer „jene tote Gelehrsamkeit, die aus den Klosterschulen des Mittelalters übernommen ist; im Vordergrunde steht der grammatikalische Sport und die zeitraubende „gründliche Kenntnis" der klassischen Sprachen, sowie der äußerlichen Völkergeschichte." Kosmologie, Anthropologie, Biologie gäbe es dort nicht, statt dessen aber werde „das Gedächtnis mit einer Unmasse von philologischen und historischen Tatsachen überladen, die weder für die theoretische Bildung noch für das praktische Leben von Nutzen sind." In diesen Aussprüchen, die sich unverändert wie ein roter Faden durch ein ganzes langes Denkerleben ziehen, verdichtet sich offenbar eine sehr intensive allgemeine Jugenderfahrung, die

als Dokument viel wertvoller ist als es individualisierte Anklagen gegen diesen oder jenen schlechten Einzellehrer sein könnten.

Davon abgesehen, hat übrigens Haeckel (wie er denn alles im Leben gründlich nahm und in klarster Ordnung vor sich haben mußte) sein Lateinisch und Griechisch sich sogar sehr gründlich damals angeeignet. Als die junge darwinistische Zoologie und Botanik in der Folge einige hundert lateinisch-griechische neue Fachworte nötig hatte, erwies er sich geradezu als Erfinder allerersten Ranges für diesen Zweck. Auch nicht annähernd nur hat ein zweiter moderner Naturforscher so ausgiebigen Gebrauch von jeder kniffligsten Möglichkeit im klassischen Wortschatz zugunsten der neuen Rubriken eines neuen Systems und einer ganz neu zu schaffenden Terminologie einer ganz neuen Wissenschaft gemacht, wie er. Vielfach ganz gewiß mit großem Geschick, ja mit Grazie; in andern Fällen allerdings auch schwerfällig, das ließ sich schlecht vermeiden. Und dazu nun die tausende von neuen Artennamen, die er als Entdecker bei Radiolarien, Medusen, Kalkschwämmen u. s. w. verlieh! Allein bei den Radiolarien hat er mehr als 3500 neue Art-Namen erfunden und ausgeteilt. Ich glaube, der älteste Pastor der kinderreichsten Gemeinde Deutschlands wird nicht so oft getauft haben. Und stets zwei Taufnamen, Gattung und Art. Da liefen dann wohl manche lustigen Extravaganzen mit unter. Aber ein stilles Staunen bleibt dem Leser stets vor der klassisch-philologischen Schöpferkraft dieses Taufvaters, vor der Uner schöpflichkeit wirklich seines Vokabelnschatzes, die nicht nur auf einen normalen, sondern sogar einen außergewöhnlichen Gymnasialabiturienten gerade im „Humanistischen“ schließen läßt.

Seine eigentliche Jugendliebe ist in diesen Jahren gleichwohl schon ausgesprochen das, was dem klassischen Schulmeister als Kinderei, Zeitverderb und Allotria zu gelten pflegt: Tier- und Pflanzenkunde. Ein großes Doppelfenster des Elternhauses wird als Terrarium eingerichtet. Und mit einem ganz besonderen Eifer werden Pflanzen gesammelt. Diese engere botanische Liebe war so überwiegend, daß niemand anders hätte erwarten sollen, als daß hier ein Botaniker wahrhaft impulsiv im Werden sei. Nachher ist aber doch, wie die Schicksale wechseln, ein Zoologe

Bölsche, Ernst Haeckel.

hervorgegangen. Mit elf Jahren durchstreift der Knabe schon bei gelegentlichem Besuch beim Onkel Bleek in Bonn (einem Theologie-Professor!) tagelang die entlegensten Winkel des Siebengebirges, um die sogenannte graue Erika (*Erica cinerea*) aufzufinden, von der er gehört hat, daß sie in ganz Deutschland hier allein vorkomme. Auf dem Merseburger Gymnasium selbst unterstützen zwei treffliche Lehrer, Gandtner und Karl Gude, diese Neigung und lenken sie vom niederen Sammlerehrgeiz auf den edleren Genuß wissenschaftlichen Verständnisses. Der Gymnasiast bereits liefert druckbare Beiträge zu Garcke's Flora Hallensis. Das fachgelehrte Bestimmen macht freilich manche saure Stunde.

Und hier bedeutsam genug: dem jungen Anfänger vor seinem Herbarium dämmert ein Gefühl dafür auf, als sei in der strengen Systematik, wie sie die Lehrbücher überlieferten, irgend ein fauler Punkt. Im Buche stand, es gebe feste Arten, so und so viele, und jede Art sei unabänderlich kenntlich an den und den Merkmalen. Wenn der Knabe aber in der Praxis seine eingeheimsten Schätze dann nach diesen Diagnosen bestimmen wollte, so schien allerhand Kontrebande sich immer wieder einzuschleichen mit der Wirklichkeit, gleich den Gespenstern der Wahlpurgisnacht, die der Weise umsonst anschnauzt: „Verschwindet doch, wir haben ja aufgeklärt.“ Die Einzel-Exemplare kümmerten sich schlechterdings oft um gar keine Art-Diagnose der Buchweisheit, sie variierten, schnitten bald dieses, bald jenes Sondergesicht, spannten geradezu unverschämte Brücken von dieser festen Rubrik zu jener. Was war das? Gab es etwa gar keine festen Arten in der Wirklichkeit? War die „Art“ bloß ein menschlicher Idealbegriff und die Wirklichkeit der Pflanzen-Individuen ein auf- und abwogendes Meer . . .? Dem gegenüber betonten Lehrer und Buch, daß gerade die „Art“ in ihrem absoluten Sondersein die Grundlage aller botanischen Wissenschaft sei, das große heilige Fundament, das der Moses aller wissenschaftlichen Pflanzen- und Tierkunde für immer festgelegt: Linné. Wie konnte das sein?

Zwanzig Jahre später sollte der reife Mann auf dieses Dilemma mit einem gewissen Lächeln der Genugtuung zurückblicken. Er wußte

jetzt, an welcher Nuß der kleine Arten-Zweifler damals vergebens geknackt. Es war nichts geringeres gewesen als das stolze Problem — Darwins, die große Entscheidungsfrage nach der Starrheit oder Veränderlichkeit der Art. „Das Problem von der Konstanz oder Transmutation der Spezies (Dauer oder Wandelbarkeit der Arten),“ so berichtete er jetzt mit gradem Wort, „hat mich schon lebhaft interessiert, als ich, vor nunmehr zwanzig Jahren, als zwölfjähriger Knabe zum ersten Male mit leidenschaftlichem Eifer die „guten und schlechten Spezies“ der Brombeeren und Weiden, Rosen und Disteln vergeblich zu bestimmen und zu unterscheiden suchte. Mit heiterer Genugtuung muß ich jetzt der kritischen Beängstigungen gedenken, welche damals mein zweifelsüchtiges Knabengemüt in die schmerzlichste Aufregung versetzten, da ich beständig hin- und herschwankte, ob ich (nach der Art der meisten sogenannten „guten Systematiker“) die „guten“ Exemplare allein in das Herbarium aufnehmen und die „schlechten“ ausweisen, oder aber durch Aufnahme der letzteren eine vollständige Kette von vermittelnden Übergangsformen zwischen den „guten Arten“ herstellen sollte, welche die Illusionen von deren „Güte“ vernichteten. Ich beseitigte diesen Zwiespalt damals durch einen Kompromiß, welchen ich allen Systematikern zur Nachahmung empfehlen kann: ich legte zwei Herbarien an, ein offizielles, welches den teilnehmenden Beschauern alle Arten in „typischen“ Exemplaren als grundverschiedene Formen, jede mit ihrer schönen Etikette beklebt, vor Augen führte, und ein geheimes, nur einem vertrauten Freunde zugängliches, in welchem nur die verdächtigen Genera Aufnahme fanden, welche Goethe treffend die „charakterlosen oder liederlichen Geschlechter“ genannt hat, „denen man vielleicht kaum Spezies zuschreiben darf, da sie sich in grenzenlosen Varietäten verlieren,“ Rubus, Salix, Verbascum, Hieracium, Rosa, Cirsium etc. Hier zeigten Massen von Individuen, nach Nummern in eine lange Kette geordnet, den unmittelbaren Übergang von einer guten Art zur andern. Es waren die von der Schule verbotenen Früchte der Erkenntnis, an denen ich in stillen Mußestunden mein geheimes, kindisches Vergnügen hatte.“

Diese kleinen Skrupel stören aber nicht das, was ihm gerade bei der Botanik eine Hauptsache ist. Das Pflanzensammeln läßt sich verbinden mit ungehemmtem Ausleben allgemeiner Naturfreude auf Wanderungen über Berg und Tal. Solche Wanderungen wurden ihm schon damals eine Lebensnotwendigkeit. Das wissenschaftliche Interesse machte ihm einen Genossen überflüssig. Wie eine Freundin ging die Botanik selbst ja überall hin mit. Und das ist ihm immer treu geblieben. „Ich bin mit Vorliebe mein Leben lang allein gereist,“ sagte er mir gelegentlich, „gerade wenn ich allein bin, langweile ich mich nie; Freude und Interesse an der Natur unterhalten mich unausgesetzt und meist besser als Gespräche.“ Eine Hauptrolle spielte in dieser Unterhaltung aber immer, auch später noch, die Botanik. Sie findet überall am leichtesten ihren Stoff. Darwin, der große Weltfahrer mit dem ungemein starken Gefühl für Landschafts-Genuß, hat es schon gesagt: ein Reisender, der Erkenntnis zugleich und ästhetischen Genuß suche, solle in erster Linie Botaniker sein (in der „Reise eines Naturforschers um die Welt“ im Schlußrückblick, einem der geistvollsten Exkurse dieses reichen Werkes). Wenn Haeckel in späteren Jahren seine Lebensheimat, Jena, rühmte, so verfehlte er nie zu den mancherlei guten Eigenschaften des alten kleinen „Universitätsdorfes“ im Saalethale auch die zu erwähnen: daß in den Waldgründen dieser Muschelkalkberge so schöne Orchideen blühten! Und als er zu der weitesten Weltfahrt seines Lebens, der Reise nach Ceylon, das traute Jena verläßt, da gilt sein letzter Blick den Tautropfen, die perlengleich funkeln „in den dunkelblauen zartbewimperten Blütenkelchen der schönen Gentianen, welche die begrastten Hügel zu beiden Seiten unserer Schienenstraße in Fülle schmücken.“ Die „Indischen Reisebriefe“, die dieser Reise entsprossen sind, verdanken ein Gutteil ihrer einzigartigen Schönheit und Eigenheit gerade der Kraft des Pflanzengemäldes. Ich kenne kein zweites Buch, das die ungeheuerliche Üppigkeit tropischer Pflanzenentfaltung auch nur annähernd so suggestiv zum Ausdruck brächte wie dieses.

Es gab in jener Jugendzeit noch eine besondere Stelle, wo die Botanik ganz unmittelbar die Ästhetik berührte. Zwei Jahre vor Haeckels

Geburt war in Weimar der Mann heimgegangen, der neue und fruchtbare Wahrheiten über Botanik in Verse von unnachahmlichem Wohlklang gebannt hatte: Goethe.

Es scheint bei einem bedeutenden Manne im neunzehnten Jahrhundert nichts besonderes mehr, wenn er von Goethe beeinflusst ist. Es ist wie eine Naturnotwendigkeit, wer will sich ihr entziehen: alles Große dieses Jahrhunderts muß irgendwie auf Goethe zurück. Er fließt still unter ihm, wie einer jener dunklen Ströme des Harzgebirges: ab und zu bricht der Fels und der Strom wird sichtbar, nicht als stürzender Quell, sondern als breiter Spiegel.

Aber daneben gibt es noch eine engere Gefolgschaft Goethes: einzelne starke Geister, die von Anfang an in ihrem ganzen Denken bewußt von ihm ausgegangen sind; die sich Zeit ihres Lebens als Apostel gefühlt haben eines geheimen „Evangelium Goethe“; und die in allem neuen, was sie selbst geschaffen haben, immer nur seine Gedanken weiterzudenken glaubten wie im Banne einer aus sich heraus auf diese neuen Ziele hin weiterrollenden Logik. Haeckel gehört in all seinem Tun zu dieser engeren Gemeinde, ja er ist als Gesamtperson eine ihrer markantesten Erscheinungen in der zweiten Jahrhunderthälfte.

Von Goethe stammt der ganze Urgrund seiner Weltanschauung. Goethe hat ihm seinen Gott zugleich genommen und gegeben: — genommen den kirchlich persönlichen Gott, der „nur von außen stieße“; gegeben den Gott, der im All, in der ewigen Entwicklung, in Leib und Seele zugleich ist, der „er selbst ist“ als Inbegriff alles Wirklichen, alles Seienden, neben dem es nicht noch eine besondere „Welt“ gibt, nicht noch einen besonderen sündhaften Menschen, nicht noch einen besonderen Anfang und ein besonderes Ende der „Dinge“.

Als Haeckel auf der Höhe seiner eigenen Bahn sich mit Darwin berührte, war er der erste, der sah und mit Nachdruck betonte, daß Darwin nur eine logische Entwicklungsstation Goethescher Ideen war.

Das Schicksal wollte, daß auch äußerlich gerade Haeckel ein gewisses Erbe der Goetheschen Epoche antreten sollte. Jena, die Universität, der

Goethe so viel Liebe gewidmet, und an der Schiller in „traurig-schönen Jahren“ mit seinem Herzblut gewirkt, verdankt ihren hellsten Ruhm im letzten Drittel des Jahrhunderts Haeckel. Es ist kein übertreibend gemachtes Lob, sondern eine einfache Wahrheit, daß im weitesten Kreise, bei den nur allgemein Unterrichteten und im Auslande der Ruf Jenas überspringt von Goethe, Schiller und Fichte direkt auf Haeckel. Sein Name bedeutet eine Weltepoche Jenas gleich jenen, und was dazwischen liegt, wird übersehen, gilt als belanglos. Am Orte selbst ist es heute, als berührten sich die alten und neuen Zeiten in diesem Sinne geradezu räumlich.

Mir ist ein Moment unvergeßlich, in dem dieser Eindruck überwältigend kam. Ein Dezembertag war es, noch ohne Schnee, das rote Laub noch herbstlich an Bäumen und Büschen, durch das die Amseln raschelten, an dem kleinen Rondell vor der Sternwarte. Aus grauem Sandstein ragen da Tisch und Bank. Eine Tafel mahnt mit Worten Goethes, daß Schiller hier wohnte. Hier entstand der Wallenstein. Hier haben die beiden oft im Gespräch gegessen, — in jenen Gesprächen, die Erkenntnisse der beiden stolzesten Geister der Zeit bedeuteten, von denen jeder in seiner Weise den Gipfel und die Sonne gefunden hatte. Heute schaut auf den Platz die kleine Kuppel der Sternwarte, kein Luxusbau, aber doch die Station einer neuen Wanderung zum Heil, ganz neunzehntes Jahrhundert auf dem Sprung zum zwanzigsten. Drüben, wenig weiter, ragt der moderne Würfel des Zoologischen Instituts. In Goethes Tagen gab es nicht die Ahnung eines Baues seiner Art. Haeckel hat ihn 1884 eingeweiht. Die zoologische Sammlung darin ist größtenteils erst unter ihm zusammengebracht worden. Ihr Schatz sind, neben Haeckelschen Korallenreihen und ähnlichem, Reiseergebnisse Semons und Rüken-thals aus Australien und Neu-Guinea, aus Ländern, deren Umrisse noch im ungewissen Nebel der Karte schwebten, als Schiller hier in Jena Professor wurde. Am Eingang stehen zwei ausgestopfte Orang-Utans als unsere „Vettern im Stammbaum“. Die eine Wand des Hörsaals bedecken riesige Tafeln mit diesem „Stammbaum des Lebendigen“, von

Haeckel entworfen. Wie Schiller das angeschaut haben würde! Und doch ist es der klassische Fleck auch hier. Aus Haeckels schönem Arbeitszimmer im Institut faßt der Blick gerade den Hausberg, den „Berg mit dem rötlich strahlenden Gipfel“. Es ist das Zimmer, wo die Studien über die Tiefsee-Radiolarien der Challenger-Expedition angestellt worden sind, ein zoologischer Feldzug in Abgründe des Ozeans, die der Zeit, da jenes Gedicht entstand, fremder waren als uns die Oberfläche des Mondes ist. Hinter dieser Goethe-Schiller-Bank hier an der Sternwarte senkt sich eine feuchte Schlucht mit Weidengestrüpp ein, eine natürliche Reliquie aus Zeiten, da hier alles noch ganz ländlich war. Aber sofort jenseits ist schon wieder moderne Stadtstraße: die „Ernst Haeckel-Straße“, ihm zu Ehren bei Gelegenheit seines sechzigsten Geburtstages benannt. Seine Villa ragt grade gegenüber, wo er seit Jahren haust, mit seiner trauten Familie, mit den wundervollen Erinnerungen (Ölgemälden, Aquarellen von eigener Hand) seiner unzähligen Reisen. Was wäre zu Schillers Epoche eine Reise nach Ceylon gewesen! Der Inhalt eines Lebens! Heute ist es eine Episode in einem unendlich reicheren, ausgedehnteren Dasein. Dazu nun jetzt auf der alten Steinbank die stolze, altersschöne Gestalt des Mannes selbst, in naiver Freude der Meister gedenkend, die vor ihm hier gewandelt, mit dem mächtigen Kalabreser über dem weißen Haar, das die roten Backen kügen strafen, aufrecht und stark, und doch in den feinen Fältchen des Antlitzes mit dem Rainszeichen des sensitiven, ästhetischen Menschen, der seine Naturforschung nicht faßte als eine Herrschaft brutal zerlegender Messergewalt, sondern der vom Erbe Goethes träumte auch in dem zoologischen Institut da drüben. Mich durchdrang das Gefühl einer seltsamen Palingenesis der Dinge: wie das Leben ein ewig neues geheimnisvolles Auferstehen ist, unendlich viel wunderbarer und tiefer als alle hergebracht groben Auferstehungsvorstellungen. Ein Geist, wie wir uns im Ideal der Zukunft den Historiker gern ausmalen, müßte in allem Wechsel das ewig Identische wiederfinden auch in zwei so getrennten Epochen und ihren Menschen. Nur wir unverbesserlichen Schulmeister des Augenblicks mit unsern Schablonen trennen. In der

Welt der Wirklichkeit mag es eine gerade Entwicklungslinie sein: ob ich das Höchste heute suche durch den Klang unsterblicher Rhythmen, und morgen, indem ich an der Stelle, wo der Dichter gewandelt, ein zoologisches Institut baue . . .

Es ist überliefert, daß die erste Berührung zwischen dem Knaben und Goethe nicht ohne gewisse Hemmnisse zustande kam. Der eigenen Mutter war Goethe kein freundlicher Gast oder gar willkommener Erzieher im Hause, sie „mochte ihn nicht“ und zog Schiller weit vor. Goethe war eben mächtiger, als daß jede treue Seele ihm auf seinem schwindelnden Wege folgen konnte. Hatte doch Weimar selbst einst so und so oft auf dem Punkt gestanden, von ihm abzufallen. Wie viel mehr weitere Kreise, die noch in konventionellen Bänden lagen. Welch große Partei fiel ab, als die römischen Elegien und wieder, als die Wahlverwandtschaften erschienen! Für die Zeit, da Haeckel aufwuchs, muß man sich an Börnes feindselig-armselige Urteile erinnern. Goethe begann vermöge allgemeiner Wucht in die deutsche Familie als Klassiker einzudringen. Aber diese Familie selbst erwies sich allenthalben noch als abgrundtief rückständig unter ihm. Er sollte das Philisterniveau erst allmählich heben. Einstweilen revoltierte es gegen ihn wie jedes zähe Niveau gegen einen Gipfel. Durch die gute Tante Bertha sind zuerst Bände von Goethes Werken in des Knaben Hand gekommen, — als eine Art entzückender moralischer Kontrebande.

Gottfried Keller im „Grünen Heinrich“ hat, in derselben Zeit etwa, unübertrefflich schön geschildert, was solche Bekanntschaft einem empfänglichen jungen Charakter bedeutete. Ein vorüberziehender Händler bringt zufällig Goethes sämtliche Werke, fünfzig kleine Bändchen mit roten Schildchen und goldenen Titeln, ins Haus. Dreißig Tage liest der junge Schweizer Heinrich, Kellers Ebenbild, unausgesetzt in diesen Bänden, dann nimmt der Tröbder sie wieder mit, da die Mutter sie nicht bezahlen kann. Aber diese dreißig Tage gehen dem Knaben hin wie ein Traum, er meint in den Himmel zu schauen mit immer neuen, glänzenderen Sternbildern. Als die Bändlein fortgehen, ist ihm, als

wenn eine Schar glänzender und singender Geister die Stube verließen. „Ich machte mich ins Freie; die alte Bergstadt, Felsen, Wald, Fluß und See und das formenreiche Gebirge lagen im milden Schein der Märzsonne, und indem meine Blicke alles umfaßten, empfand ich ein reines und nachhaltiges Vergnügen, das ich früher nicht gekannt. Es war die hingebende Liebe an alles Gewordene und Bestehende, welche das Recht und die Bedeutung jeglichen Dinges ehrt und den Zusammenhang und die Tiefe der Welt empfindet. Diese Liebe steht höher, als das künstlerische Herausstellen des einzelnen zu eigennützigem Zwecke, welches zuletzt immer zu Kleinlichkeit und Laune führt; sie steht auch höher, als das Genießen und Absondern nach Stimmungen und romantischen Liebhabereien, und nur sie allein vermag eine gleichmäßige und dauernde Glut zu geben. Es kam mir nun alles, und immer neu, schön und merkwürdig vor, und ich begann, nicht nur die Form, sondern auch den Inhalt, das Wesen und die Geschichte der Dinge zu sehen und zu lieben.“ (So in der ersten, heute so seltenen Auflage des „Grünen Heinrich“ im dritten Bande Seite 8.) Der Dichter drängt das in ein Begegnis. Im Leben mochte es langsam kommen, Schritt um Schritt. Dann aber war in dem jungen Botaniker und ästhetisch genießenden Wanderer auch für immer ein drittes Motiv: Goethes Weltanschauung hinter allem; das, was Goethe objektiv nannte. Der Mystiker mußte es nennen: Versenkung fortan in Gott; aber es war eben Goethes Gott.

Drei Bücher wurden in dieser Gymnasialzeit noch wichtig neben Goethe.

Zunächst Humboldts „Ansichten der Natur“. Auch dieses Werk hat auf alle ästhetisch empfänglichen Geister des Jahrhunderts gewirkt. Heute wird es von einer jungen, blasirten Generation, die den alttümlichen Stil scheut, mit größtem Unrecht mißachtet. Wo man auf den Geist sieht, wird man es stets wiederfinden, ebenso wie die beiden ersten Bände des „Kosmos“.

Dann Darwins „Reise eines Naturforschers um die Welt“. Der junge Schwärmer ahnte noch nicht, was der Name gerade ihm einst

werden sollte. Darwin galt damals schon als ältere Größe, über deren Verdienst das Urteil sich, wie man glaubte, abschließend geklärt hatte. Man schätzte ihn als Reisenden, Erforscher der Geologie Südamerikas und vor allem als den genialen Erklärer des Wunders der ringförmigen Korallenriffe im stillen und indischen Ozean. So stand sein Name in allen Lehrbüchern, auch selbst bei Humboldt schon. Vielleicht glaubte der junge Leser ihn längst gestorben. Jedenfalls versah sich keiner des Weltbrandes, den dieser harmlose Erzähler und Korallentheoretiker noch einmal entfachen sollte. Das wesentliche, was Haeckel zunächst aus beiden Büchern schöpfte, war brennende Sehnsucht nach den Tropen, dem Urwald, der blauen Korallensee. Wie vielen ist sie aus diesen Werken gestiegen, um fortan wie ein Traumbild über ihrem Leben zu bleiben, so wie Goethe Italien suchte: als Traum einer Seelenheimat, die einmal, einmal betreten sein wollte.

Das dritte Buch endlich war Schleidens Werk „Die Pflanze und ihr Leben“.

Mattias Jakob Schleiden stand damals auf der Höhe seiner Kraft und übte auf viele junge Geister eine faszinierende Wirkung aus. Ein schweres Ringen lag hinter ihm. Als Jurist hatte er begonnen und war verunglückt, — bis zu einem schweren Selbstmordversuch. Dann hatte er ein neues Leben angefangen, als Botaniker, mit der Energie eines Auferstandenen, Erlösten. Ein origineller Denkerkopf war er jedenfalls. Uns ist Schleidens Name heute in erster Linie bekannt als der des Begründers der Zellentheorie. Der stärkste Realwert liegt hier, den er uns hinterlassen. Damals aber hatte er eine viel allgemeinere Bedeutung als Außer im Streit für eine bestimmte Methode des Forschens. Eine ziemlich abstruse Epoche ebte ein, da eine mehr oder minder oberflächliche Naturphilosophie die Naturforschung hatte erobern, ja ersetzen wollen. Das hatte geendigt mit einem unzweideutigen Siege einfacher Tatsachenforschung. Man hatte ziemlich allgemein ein dunkles Gefühl bekommen, daß — eins hier gegen das andere starr gehalten — es für den Fortschritt der Wissenschaft immer noch besser sei, bloß Knöchelchen, Insekten-

beinglieder und Staubfäden zu zählen und zu registrieren, als in jener naturphilosophischen Karnevalsweise mit lustigen Springstangen über alle wahren Probleme hinweg ins Blaue zu sausen. Fragte sich jetzt bloß, ob dieses Hier und Dort die Dinge erschöpfe, und ob jetzt nicht der wissenschaftliche Spezialismus, als Sieger mit neuen Lorbeern geschmückt, auf die Dauer ein ebenso gefährlicher Feind werde. Das momentan „Bessere“ brauchte noch lange nicht das ohne weiteres „Gute“ zu sein. Hier setzt Schleiden ein. Er wettert gegen den überhandnehmenden Spezialismus, zunächst in seinem Fachgebiet, der Botanik. Und zwar wettert er nicht vom Boden der eben fortgebrannten Feuerwerks-Naturphilosophie aus, sondern von der viel allgemeineren Forderung kritisch-philosophischer Methode überhaupt. Die müsse unter allen Umständen gewahrt bleiben. Nicht der sei ein großer Botaniker, der zehntausend Pflanzenarten nach hergebrachter Schablone bestimmen könne. Sondern der, der mit klarer Logik gelernt habe und allgemeine Schlüsse ziehen könne. Die Botanik muß gefaßt werden als ein bestimmter Zweig des allgemeinen Denkens, sonst bleibt sie wertlos und ihr Herbarium modert unbekannt im Winkel, ihre Entdeckungen bleiben blinde Zufälle. Schleiden sah selbst den größten Gedanken noch nicht, den Darwin wenig später auch in dieses Gebiet werfen sollte, — den Gedanken der Wandelbarkeit der Arten und der Entwicklung, vor dem die Frage endgültig akut wurde, ob der Botaniker bloß ein subalterner Museumssekretär sein wolle oder nachschaffender Denker und Deuter, ein rückwärts gewandter Prophet der Natur, dem die Pflanze ein Stück Weltanschauung wurde, ein Stück Gott im idealen Entwicklungssinn. Aber auch so schlug Schleidens einfacher Mahnruf schon machtvoll bei den empfänglichen Gemütern besonders der Jüngsten durch. Ein Ruf der Sehnsucht war darin, ein Händedruck der Verständigung, daß man einer Sonne warte, die irgendwie kommen müsse. Schleiden war ein Meister zudem der Sprache. Ein Dichter steckte in ihm. Seine Bücher gingen weit über die Fachkreise hinaus. Haeckel selbst hat später ähnlich gewirkt. Kein Wunder, daß ihn Schleiden magisch anzog. In diesem Falle aber schien

es, als wenn die Anziehung seine eigene nächste Laufbahn ganz bestimmen sollte.

Schleiden lehrte Botanik an der Universität Jena. Haeckel war noch auf der Prima des Gymnasiums in Merseburg und blieb dort, als sein Vater den Staatsdienst aufgab und endgültig nach Berlin übersiedelte. In dieser letzten Zeit festigte sich in dem unentwegten Pflanzenschwärmer der Entschluß, nach vollbrachtem Abiturienten-Examen wirklich Botanik als Lebensfach zu wählen. Schleiden sollte ihn lehren, Philosophie und Botanik zu vereinigen zu harmonischer Gesamtleistung. Dann wollte er versuchen, als praktischer Botaniker die weite Welt zu durchwandern, die fernen Zonen, wo die alte Erde das Füllhorn ihrer Gestalten verschwenderisch ausgoß . . .

Noch Primaner, geht er einmal zum vorschauenden Besuch nach Jena hinüber. Alles sieht da so lieb und verlockend aus. Zu Fuß kommt er hin. Solche billigen Fußwanderungen sind immer sein Stolz gewesen: beinah mit nichts in der Tasche sich durchschlagen wie ein fahrender Scholar, von Brot und Wasser leben, nachts im Heu schlafen; aber genießen in vollen Zügen, all das Unvergleichliche, was die Zauberin Natur dem treuen Adepten umsonst giebt, Landschaftsstimmungen, seltene Orchideen, Gedanken über Gott, Goethe und die Welt. So kommt er jetzt, 1849, auch nach Jena. Er hat es selbst beschrieben. „Nachdem ich im Schloße von Dornburg die Goethe-Zimmer ehrfurchtsvoll bewundert hatte, wanderte ich an einem heißen Juli-Tage über die schattigen Runiger Wiesen, mit einem fröhlichen Gesellen lustig singend, hierher. Beim Betreten des altehrwürdigen Marktplazes fand ich vor dem Burgteller eine Schar munterer Studenten, in bunten Mützen und mit langen Pfeifen, ebenfalls beim Gesang und das berühmte Lichtenhainer Bier aus den hölzernen Rännchen trinkend. Das imponierte mir gar sehr, und beim Anblick eines mitgenommenen Rännchens befestigte sich in mir der Wunsch, bald selbst hier als Student einzuziehen.“